

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 9

Artikel: Das Wunder im Bergholz : Roman [Fortsetzung folgt]
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666960>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS WUNDER IM BERGHOLZ

So fuhr Melchior Anderegg neuerdings nach der Stadt, wo ihm reichlich zuteil wurde, was ihm das Bergdorf versagte: Achtung vor seinem Werk. Diesmal brauchte er nicht erst seinen Onkel, den Polizeifourier, zu bemühen; diesmal schritt er vom Bahnhof geradenwegs zum Kunstmuseum und ging hochgestimmten Herzens ein in die Welt des Wahren, Schönen und Guten, in jene Welt, die mit Liebe geschaffen und deshalb viel wirklicher und sinnvoller ist als die dunkle Welt des Zufalls, der menschlichen Bosheit und Niedertracht.

In den über und über mit Landschaften, Kompositionen, Porträten und Stilleben hängten Räumen war alles ins Feierliche und Große gehoben, alles war an gültigen Maßstäben gemessen und gegen das Ewige hin ausgerichtet, alles war ein Preislied auf das Herrliche und Tröstliche des Lebens. Anderegg wanderte wie im Traum durch den unerschöpflichen Wechsel von Formen, Linien und Farben. Ihm war, als schaue er von einem ragenden Gipfel auf eine geordnete Vielfalt von Bergzügen und Tälern, die wie ein innerer Klang auf ihn zu kam und ihm die Seele berührte. Obwohl sich da und dort ganze Menschengruppen vor einem besonders bedeutsamen Gemälde versammelten, wurde doch kein lautes Wort gesprochen; sie weilten andächtig wie unter dem hohen Gewölbe einer Kirche, deren Stille geheiligt war. Jeder stand allein und doch nicht allein, weil sich alle zu einer dankbar empfangenden Gemeinde verbanden.

Schritt um Schritt wanderte Anderegg durch die Hallen, kehrte dann und wann zurück zu einem Bild, das ihn nicht loslassen wollte, und betrachtete es mit verklärten Blicken, bis er ganz erfüllt war von ihm. Auf das Augenerlebnis fiel als einziger leiser Schatten das Bedauern, daß

er das herrliche Geschenk nicht mit Händen greifen und es zur geliebten Frau ins Bergdorf tragen konnte.

Gehemmt und befangen geriet er zuletzt in den Saal der Plastik. Als einziges Erzeugnis der Holzschnitzerkunst stand sein Reitpferd auf einem Sockel inmitten des Raumes, zu drei Seiten flankiert von Werken der Bildhauerei in Stein. Als müsse man ihm den Schöpfer der günstig gestellten Arbeit auf den ersten Blick ansehen, hielt er sich schüchtern in einiger Entfernung auf. Freudig nahm er wahr, daß die ruhsame Entspannung des Tieres hier noch weit deutlicher als daheim in der Werkstatt zur Geltung kam. Im übrigen aber betrachtete er mehr die Ausstellungsbesucher als sein Werk. Denn da war einer, der vor dem ungewohnten Objekt verächtlich die Nase rümpfte; da war ein zweiter, der sich daran offenbar nicht sattzusehen vermochte; ein dritter kritzte Kreuzlein in seinen Katalog, und ein vierter ging achtlos vorüber. Wie vom schlechten Gewissen geplagt, wandte sich der Nasenrümpfer beim Ausgang nochmals um, kniff die Augen halb zu, tat sie wieder auf und strich sein voreiliges Urteil mit zustimmendem Nicken durch. Melchior hatte genug, er beschloß seinen Rundgang und trat ins Freie.

Künstler und Ausstellungskommission vereinigten sich am Abend zu einem Essen. Anderegg fand seinen Platz in der Nähe Hohlensteins. Im Laufe des Gesprächs setzte der Bildhauer eine fast strafende Miene auf und äußerte die scharfe Bemerkung:

„Es taugt zu nichts, sich bei Ihnen Bergbauern wie ein Murmeltier zu vergraben; Sie sollten sich ernsthaft weiterbilden.“

„Das möchte ich gern, doch mir fehlen die Mittel dazu,“ antwortete Melchior.

„Finanzielle Mittel? Daß ich nicht lache! Es gibt Kunststipendien, und es wird nicht allzu schwierig sein, sie erhältlich zu machen.“

„Erhältlich zu machen für mich, der ich in dieser Stadt vollständig fremd bin?“ zweifelte Melchior.

„Das Stipendium zur Ausbildung begabter Künstler ist jedem Kantonsangehörigen zugänglich“, erklärte Hohlenstein. „Notieren Sie mir Ihre Personalien und lassen Sie das übrige meine Sorge sein. Melden Sie sich in einem Schreiben sofort zum Besuch der Kunstgewerbeschule. Ihrem Aufnahmegericht wird entsprochen werden, wenn die Behörde erfährt, daß ich dem neuen Schüler einen unentgeltlichen Kurs im Modellieren erteilen möchte. Ich nehme an, Sie seien mit meinen Vorschlägen einverstanden; denn Sie haben Verpflichtung Ihrem Talent gegenüber. Nebenfächlichkeit wie Geld und dergleichen zählen nicht.“

„Das Ganze kommt so überraschend wie ein Bergbach nach dem Gewitter über mich. Ich brauche ein paar Tage Zeit zum Überlegen“, flaubte Anderegg, in die Enge getrieben, hervor.

„Mein Angebot setzt rasches Handeln auf Ihrer Seite voraus. Die Schule öffnet demnächst ihre Pforten zum Sommersemester. Um besten, Sie packen zu Hause sofort Ihre Sachen, bringen alles in Ordnung und reisen zu Beginn der Woche hierher in die Stadt zurück“, drängte der Bildhauer.

„Ich werde Ihnen Rat folgen“, versprach Anderegg, für den es kein Ausweichen mehr gab.

„Sie werden Ihren Entschluß niemals bereuen. Denn es erscheint mir absolut geboten, daß Sie Ihre geistige Bildung und handwerkliche Schulung ergänzen. Ihr Reitpferd ist eine gute Arbeit, es bleibt dabei; aber nach Verlauf eines Jahres werden Sie zu noch Größerem befähigt sein“, schloß Hohlenstein.

*
Erst im Eisenbahnezug auf der nächtlichen Heimfahrt wurde Melchior Anderegg klar, welchen Veränderungen er entgegenging. Erst jetzt

wurde ihm bewußt, daß Mächte des Schicksals gleichsam aus dem Handgelenk über ihn verfügten und daß er nun doch zum Verlassen des Dorfes genötigt wurde, freilich nicht durch die Feindseligkeiten seiner Bewohner und nicht durch den Tod seiner Freunde, sondern durch seinen eigenen Willen im Dienste der Kunst. Erst jetzt dachte er auch daran, daß er Annies Zaggi und den Knaben Walter lange nicht mehr sehen würde. „Vielleicht ist das gut und richtig“, murmelte er in das Klopfen der Räder und verwunderte sich, daß ihm der Gedanke an die Trennung keinen Schmerz bereitete. Er fühlte sich an der Hand genommen und vorwärts geführt von einer Kraft, die unsichtbar, doch sinnvoll über seinem Dasein waltete. Da galt es, dankbar und ohne Wimpernzucken hinzunehmen, was ihm beschieden war.

„Du wirst es weiterbringen als wir alle: für die Holzschnitzerei wird eine neue Zeit beginnen“, sagte Meister Buri zum Abschied.

In den ersten Wochen seines Aufenthaltes in der Stadt spürte Anderegg wohl, daß Bildhauer Hohlenstein sein Leben lenkte und es formte wie den Ton unter dem nassen Tuch. Alles, was jener angeregt hatte, ging in Erfüllung. Melchior achtete es nicht, daß ihn die Mitschüler seines vorgerückten Alters wegen belächelten; er arbeitete wie im Fieber und kannte nur eines: das Vertrauen und die Erwartungen seines Gönners zu rechtfertigen. In der Kunstgewerbeschule lernte er Altzeichnen und Modellieren, an der Universität belegte er Anatomie und Kunstgeschichte, stahl sich auch etwa in eine Vorlesung über Philosophie und Literatur und stille seine Wissensdurst mit gierigen Bügen.

Wenn trotz allem Bitteren, das ihm dort begegnet war, das Heimweh nach dem Bergdorf über ihn kam, dann zog es ihn unwiderstehlich zum Bahnhof. Er sah zu, wie der Zug nach dem Oberland bereitgestellt wurde, und wartete regungslos wie an den Boden gewachsen, bis der Ruf „Einstiegen“ erklang und die Räder sich in Bewegung setzten. Manchmal nickte ihm jemand aus einem Fenster zu, er nickte zurück, flüsterte einen Gruß für die wenigen Menschen, die ihm in der Heimat wohlgesinnt waren, und schaute dem Zuge nach, bis der letzte Wagen

mit dem Schlußlicht draußen auf der Brücke verschwand.

Je länger Melchior Anderegg in der strengen Zucht der Schule seinem Beruf des Holzschnitzens entsagen mußte, um so inniger sehnte er sich in die Werkstatt zurück. Als er nach Jahresfrist, des unausgesetzten Aktzeichnens müde geworden, den Lehrer fragte, wozu diese tägliche Wiederkehr des ewig Gleichen gut sei, erzählte ihm jener die Geschichte eines chinesischen Malers aus der Sung-Zeit um das Jahr tausend n. Chr., der Bilder mit fliegenden Vögeln malen konnte wie noch keiner vor ihm. Der Ruhm dieses Künstlers war auch an den kaiserlichen Hof gedrungen; der Kaiser ließ den Maler zu sich kommen und bestellte bei ihm ein Bild mit fliegenden Vögeln. Als Besteller brannte der Herrscher darauf, daß Bild sobald als möglich zu besitzen. Im Wissen jedoch, daß man dem Künstler Zeit lassen muß, wartete der Kaiser ein Jahr; auf eine Anfrage nach der Beendigung des Werkes bat der Maler um einen letzten kurzen Aufschub, der ihm gewährt wurde.

Als wieder mehr als ein Jahr vergangen war, befand sich der Kaiser eines Tages auf der Jagd und schoß nach einem fliegenden Vogel. Da kam ihm der säumige Maler in den Sinn, und mutentbrannte, daß einer seiner Untertanen es wagte, seinen Befehl zu mißachten und seine Langmut zu mißbrauchen, ritt er mit seinem Troß vor des Künstlers Haus, um ihn an Ort und Stelle mit dem Tode zu bestrafen. Der Maler flehte, vor seinem Tode das bestellte Werk vollenden zu dürfen, holte Seide und Tusche, und vor den Augen des Kaisers ließ er in kürzester Zeit ein Bild mit fliegenden Vögeln erstehen, das alles übertraf, was er je zuvor gemalt hatte. Als der Kaiser sah, in welch kurzer Frist der Künstler das Bild vollendete, fiel er noch mehr in Zorn und forderte Rechenschaft über die unglaubliche Saumeligkeit. Ohne ein Wort zu sagen öffnete der Maler die Türe seiner Werkstatt, und wo das Auge hinsah, waren Wände und Fußboden überdeckt mit Studienblättern von fliegenden Vögeln. Da begriff der Kaiser des Künstlers Verhalten, verzieh ihm, löste den höchsten Orden von seiner Brust und ehrte damit den Maler.

Diese Erzählung reichte hin, Melchior Anderegg mit dem pausenlosen Aktzeichnen zu versöhnen. Ueberdies enthüllte sie ihm das Wesen des künstlerischen Schaffens viel einprägsamer als langatmige theoretische Abhandlungen. Er dankte seinem Lehrer und versenkte sich beflissen in die Arbeit.

Auf Hohensteins Veranlassung blieb er ein weiteres Jahr in der Stadt. Doch als es wieder Frühling wurde, neigte sich sein Studiengang zu Ende. Melchior war seiner inneren Bestimmung um ein Bedeutssames entgegengereift, und unversehens stand der Tag seiner Heimkehr ins Bergdorf vor der Türe.

VII.

Nach der Heimkehr ins Dorf erfaßte ihn der Kreislauf der Gedanken und Gefühle für Annieslies Jaggi erregender als je. Schon am ersten Tage sehnte er sich nach dem Anblick ihres Gesichtes; er hoffte, sie zu sehen, wenn sie bei einer Besorgung an der Schnitzlerei vorüberging. Er spähte immer wieder durchs Fenster, er wartete ratslos, mit steigender Ungeduld, als ob er ohne sie nicht weiterleben könnte. Er rief sich ihr Bild vor Augen und sah darüber nach, was sich in der Zwischenzeit daran verändert haben möchte. Er sah eine Gestalt von schönem Ebenmaß und sicherer Haltung, er sah ein anmutig reifes Antlitz, das unter dem weichen Bogen der dunklen Brauen den Blick fragend zu ihm aufgeschlagen hielt. Aber er sah das alles wie durch einen zarten Schleier, den die Entfernung um sie gewoben hatte.

Es glitt ihm durch den Kopf, daß seine Sehnsucht einem zur glatten Scheibe geschliffenen Kiesel glich, der, von Knaben in horizontalem Schwung über den See geschleudert, zuerst in weiten, leichten Sprüngen tänzerisch die unbewegte Fläche streift und in die Höhe preßt, dann aber in kürzer und kürzer werdenden Säzen auf das Wasser prallt, von diesem immer entschiedener angezogen wird und nach einem letzten schwachen Hupf spurlos in der Flut verschwindet. Ja, genau so erging es ihm. Denn wenn früher seine Gedanken nur dann und wann nach Wilerboden hinausgewandert waren,

WINTER IM BERNER OBERLAND



so taten sie es jetzt zu jeder Stunde und weilten immer länger bei der geliebten Frau.

Aber zu was war das gut? Wußte Annelies denn etwas von seinen Gefühlen? Hatte sie die leiseste Ahnung, wie es um ihn stand? Trieb seine Sehnsucht nicht ein aussichtsloses Spiel? Wo gab es den Weg, der zu ihr hin und in ihre Seele führte? Und wurde er von dort drüben, von Wilerboden, überhaupt mit dem Fäserchen eines Gedankens und der Gegenliebe gesucht? In klaren Augenblicken mußte er sich sagen, daß er Unwahrscheinliches erwartete. Und diese Ernüchterung war so beunruhigend, daß er ernsthaft den Verzicht und die Rückkehr in die Stadt erwog.

Von Meister Buri brachte er in Erfahrung, daß Annelies Taggi, die wegen ihrer Lüchtigkeit allgemein geachtet wurde, vom Gemeinderat von Ullmen zum Weibe begehrt worden sei. Sie habe sich dem Draufgänger, auf dem ihr Mann nie große Stücke gehalten, standhaft ver sagt. Je schwieriger ihre wirtschaftliche Lage werde, um so straffer nehme sie die Zügel in die Hand. Sie sorge für ihre Kinder und bleibe dem Verunglückten treu über das Grab hinaus; sie glaube, er schaue auf sie herab und freue sich ihrer Tapferkeit. Auch ein zweiter Werber, der früher berüchtigte Schreihals Böhrli, sei beim Versuch, sie als Frau zu gewinnen, abgewiesen worden. Auf diese Absage hin habe die Witwe

den Schutz der Behörde eine Zeitlang entbehren müssen, und bei einem Haar hätte man sie samt ihren Kindern aus dem Haus gedrängt. Diese Machenschaft hätte mit allen erdenklichen Knif fen und Listern bewerkstelligt werden sollen. Annelies habe sich um Beistand umgesehen, aber niemand habe einen Wanf getan; es sei gewesen, als ob die ganze Einwohnerschaft die Meinung gewechselt und sich geeinigt hätte, das Unrecht stillschweigend geschehen zu lassen. Der Pfarrer, den sie in der Not um Hilfe angerufen, habe für sie wohl salbungsvolle Trostworte, aber kein mutiges Handeln aufgebracht. Da habe Präsident Rohrbach in einer Gemeinderatsitzung mit der Faust auf den Tisch gehauen, den heim gesuchten von Ullmen scharf ins Auge gefaßt und sich gegen die Vergewaltigung der tapferen Frau zur Wehr gesetzt. Er erachte es als Christenpflicht, die Schutzlose in Schutz zu nehmen; wenn dieses Gebot noch ein einziges Mal von irgendwem in der Gemeinde verletzt werden sollte, dann würde er sich genötigt sehen, der Schlechtigkeit für immer den Riegel zu schließen. Das habe Rohrbach in einem Ton gesagt, dem man anmerken konnte, daß er sehr wohl imstande wäre, mit seiner Drohung ernst zu machen und Lärm zu schlagen. Gemeinderat von Ullmen habe zu allem geschwiegen wie ein be gossener Budel, und Witwe Taggi werde seit her in Ruhe gelassen.

(Fortsetzung folgt)

IM VOLKS TON

Gottfried Feuz

Bei der Abendglocke Läuten
Denk' ich oft und gern an dich.
Schliess' dich ein in meine Seele
Treu und warm und inniglich.

Möchte dir die Haare streicheln,
Dir in deine Augen sehn
Und ins Ohr die Worteträufeln:
O, wie wir uns gut verstehn!

Weisses Wölklein schwebt am Himmel
Zart umspielt vom Abendschein ...
Weisses Wölklein: Geh' zum Liebchen,
Leuchte in sein Kämmerlein.